

I. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 14.

Donnerstag, den 18. Januar 1906.

21. Jahrgang

Schreibbrief des Barons von Nixhausen.

An Generalanzeiger!

Sehrter Herr Redakteur, nachträglich besten Dank für Gladwünsche zu neuem Jahr, Kärtchen erst dieser Tage erhalten, war verstreut auf Rittergut in Ostpreußen. Mal persönlich Einsicht von Besichtigung genommen, auch nötig gewesen wegen bevorstehender Deklaration zu Steuer. Schauderhafte Einrichtung, einfach unverständlich was mit bloßem Formular machen soll, viel zu kompliziert, Fragestellung könnte wesentlich einfacher und klarer sein. Bedauere nur Leute, die nicht so hell sind wie ich z. B. Na, nach Inventaraufnahme, Soll und Haben, netter Reinerwerb übrig geblieben, Dank hoher Viehpreise etc., werde jenseitige Steuern zahlen. Für Besichtigung hier noch nicht lang in Meinem. Wie so wie so schon reichlich mit Abgaben bedacht, möchte auf keinen Fall mehr entrichten wie bisher. Schwiegervater posant immer zu viel Zuschüsse, die er Frau Gemahlin gibt, aus. Werde mir nächstens eigenen Privatsekretär anstellen, der schriftliche Arbeiten, Verwaltung von Wertpapieren etc. erledigt. Kann doch nicht ganze freie Zeit opfern für solche Angelegenheiten.



Sehrter Freund! Schon neue Pläne für Parkummodellung fertig? Gestern mal Rathaus gesehen und gründlich geprüft. Am frohen jungen jung nette Arbeiten einsehungen. Prüfungskommission scheint Nichts zu haben; habe Kommissionen gesehen, wie an Ort und Stelle sich Anlagen anschauen, wesentliche Erleichterung für auswärtige Herren bei Beurteilung von Plänen gesehen. Preisfrage werden ja ihren Obhut empfangen haben; laube aber nicht, daß Projekt 1 zur Ausführung kommt, Prüfungskommission hat ja nur Bestes herauszuweisen, neuer Gartenplan wird nötige Änderungen treffen und Geschichte ausführen. Für meinen Teil würde empfehlen, Anlagen im troben und janz zu lassen, nur nicht kolossale Erdbewegungen vornehmen, Bäume schonen und möglichst große Rosenpläne mit Blumenplänen hier und da. Hoffentlich wird Sache noch reiflich überlegt, damit Bestes zustande kommt.

Was halten Sie von Politik bei Stadtvätern? Was in Sitzung zugehen, als Zuschauer auf Galerie. Interessierte mich für Einführung und Verpflichtung neuer Mitglieder; war enttäuscht, daß Harmonie doch nicht so ist, wie sein soll. Na, Ver-

schönung ja bereits wieder erfolgt; bleibt hoffentlich so. Bei Wilschkaufschlag scheint auch Harmonie zu fehlen, schade daß Rittergut von mir so weit weg ist, könnte halb Wiesbaden mit billiger Milch versorgen; werde mal überlegen, ob nicht Wilschzentrale hier eröffne und im Froben einführe. Jedenfalls Produkt aus Ostpreußen tabellos und unverdünnt; Milch hier manchmal doch recht dünn und noch Aufschlägen mit Preis? Nichts nicht! Will Sache mal in Hand nehmen. Einfach unheimlich, was sollen kleine Menschenkinder anfangen, wenn Milch noch fader wird? Ist nicht jeder in Lage, wie ich, sich Amme direkt von Quelle kommen zu lassen, befürchte auch, daß Säuglingsernährungsanstalt nicht zustande kommt. Schade drum, kann Geschichte vielleicht noch retten.

Garnebalzeit ja endlich angedroht, überall Sitzungen etc. Viel Stoff dies Jahr angesetzt, wird wohl bestens verwendet werden. Nachhalla ja bereits planzend abgeplant. Sprudel selbstmurmelt auch tabellos. Mancher böse mitgenommen worden, na, nicht mehr wie recht, wer Dummheiten macht muß Folgen tragen. Ist auch gar nicht so schlimm, wenn Alt in Freuden bleibt. Freunde von Stammtisch wahrhaft tolle Sachen erzählt, will hoffen, daß mich nicht mal karnevalistisch anschauen, habe ja manches auf Kerbholz. Ist nie sicher, daß beobachtet werde von weiten bekannten Schwächen. Kürzlich wieder beinah hereinfallen auf Kurhaus-Mastkorb. Titelerin nachgefragt. Möbel einfallen zu Souper und Müller Extra und entpuppt sich bei Demaskierung als Schenke von mir, verriet mir noch im Vertrauen, von Frau Gemahlin beauftragt zu sein, auf meine Wenigkeit blicken aufzupassen. Schien ihr, als wenn eheliche Treue nicht halte, na, Möbel entsprechend beschenkt und Versprechen abgenommen, nichts zu verraten. Werde in Zukunft mir Masken besser ansehen. Will auf zweiten Kurhausball mich nicht mehr blicken lassen. Teures Verjagen gewesen, aber Weider doch nicht schlau genug. Werde mich einfach selbst in Maske stecken.

Seit dieser Tage in jechäßigem Blatte, Oh unberechtigte Auftrabungen in sojennantem Duellgebiet vorzulecken. Sind durch Kanalbauamt. Einige Quellen sollen jessallen sein. Verstehe ich gar nicht, daß so was vorkommen kann. Sache doch politisch zerlegt. Verdanke gar nicht, wenn Badhausbesitzer sich jeiz Schaden schämen wollen. Glaube als, Stadtgemeinde wird hereinfallen. Habe mir auch neue Brunnenanlage in Frobenstraße angesehen, soll ja eigentlich Karndel sein, daß Streitigkeiten entstanden. Stadt hat viel Pech, mußte auf ähnliche Weise Brunnenabnahme kaufen, kriegt neuen Kennplatz nicht, wie schon sicher hoffte, von anderem janz zu schweigen.

Na wenn mal alles, was jetzt noch Projekt oder bereits im Bau ist, fertig sein wird, dann werden alle Klagen verstummen.

Dore eigentlich gar nichts mehr von Volksbadhaus, Aoffern, abgerissenem Haus in Wellrichstraße, letzteres soll jetzt Jeseffschaft bekommen an Goulinstraße, damit nicht allein ist, usw.

Habe auch kürzlich Beobachtungen gemacht mit holländischem Kandelaber vor Rathaus; reine Probieranstalt, Dinger haben viel zu kurze Arme, verknallt hier und da mal so'n Ding und freuten sich Jasarbeiter, daß wieder Arbeit haben und ihnen nicht jezt wie Kollegen auf Jasanstalt dröhen. Bedauere orime Leute, daß wegen Maschinenarbeit und besserer Ausnützung

von Mitarbeitern Stelle verlieren. Freund Gut hat sich ja bestens für sie verwandt, aber nichts jenuht. Ist so Lauf der Welt.

Frühe vielmal

Ihr
Baron Otto von Nixhausen
Rittergutsbesitzer.

LOKALES

Wiesbaden, 17. Januar 1906.

Vorteile der Hausbriefkasten. Zur Beseitigung der in den größeren Städten mit dem Anwachsen der Bevölkerung und stetigen Zunahme des Postverkehrs naturgemäß sich steigenden Schwierigkeiten einer raschen Verteilung der Briefe hat das Publikum in anerkannter Weise schon seit längerer Zeit beigetragen, daß an vielen Wohnungen Briefkasten angebracht worden sind; das erstebedauerliche ist, jede einzelne Wohnung mit einem Briefkasten zu versehen, ist indessen bei weitem noch nicht erreicht. Der Nutzen, der durch das Vorhandensein von Briefkästen an den Wohnungen dem Einzelnen wie der Allgemeinheit geleistet wird, liegt auf der Hand. Wenn jeder Besitzer oder jeder Mieter an seiner Wohnung einen solchen Briefkasten anbringen läßt, in dessen Oeffnung der Briefträger die gewöhnlichen frankierten Briefe, Postkarten und Drucksachen hineinstecken kann, dann wird nicht nur das Warten des Briefträgers auf das Oeffnen der Tür und das wiederholte Klingeln etc. vermieden, sondern es werden dem Briefträger auch in den zahlreichsten Fällen, in denen niemand zu Hause getroffen wird, doppelte und dreifache Gänge erspart; den Empfängern aber kommen die Briefsendungen unter Umständen viel früher zu, als das der Fall ist, wenn keine Gelegenheit gegeben, die Briefe im Hausbriefkasten niederzulegen. Der Nutzen hiervon wird bald jedem Einzelnen fühlbar, weil die Briefsendungen im ganzen sich schneller abwickeln. Der Verzicht des Kostens verlohnt sich ferner, daß die Briefe und Postkarten zuvor durch die Hände des Dienstpersonals oder anderer Personen gehen. Das Briefgeheimnis und das Geschäftsgeheimnis sind also besser gewahrt. Am zweckmäßigsten werden die Hausbriefkasten im Innern der Wohnungen unter Herstellung eines Spaltens in die Vorwand, der auch z. B. wenn Reisen angetreten werden und niemand in der Wohnung ist, durch eine einfache Vorrichtung sich sperren läßt, angebracht; die Kosten können aber auch außen, etwa neben dem Klingelzug, angebracht werden. Den Briefkästen müßten solche Oeffnungen gegeben werden, daß von den bestellenden Boten auch stärkere Briefe und Drucksachen eingesteckt werden können. Sehr empfohlen würde es sich, wenn die Herren Baumeister bei jedem Neubau oder Umbau eines Hauses die Anbringung von Briefkästen in allen Wohnungen gleich in's Auge fassen.

Die Wiesbadener Gesellschaft der Friedensfreunde hält ihre diesjährige Generalversammlung Freitag, den 19. d. M. abends 8 Uhr im Saal des Rathauses ab. Die kriegsreichen Ereignisse der letzten Jahre dürften den Wäsen gegen den Krieg, dieses aus barbarischen Zeiten überkommene Mittel zum Austrag von Differenzen, sehr vermehrt haben; jede Frau, jede Mutter wird bei dem Gedanken, auch ihr Gatte, ihr Sohn könnten, falls ein solcher Massenmord auf europäischem Boden veranstaltet würde, sein Leben einbüßen, schreckliche Foltern erdulden müssen oder als ein dauernd Kranker, als ein Krüppel zurückbleiben mit banger Sorge in die unsichere Zukunft blicken. Die Wiesbadener Bevölkerung hat ihr Verständnis für die Bestrebungen der Friedensgesellschaften bereits durch ihre rege Teilnahme, die sie im vergangenen Monat Frau von Suttner entgegenbrachte, bekundet. Es steht daher auch zu erwarten, daß die Generalversammlung, die fernstehenden Gelegenheit bietet, sich über das, was die hiesige Gesellschaft getan hat und was sie erstrebt, zu unterrichten, gut besucht werden wird.

Deutscher Abend. Bei der letzten Veranstaltung des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande wirkte der Männerturnverein mit und fand mit seinen Gruppenstellungen etc. lebhaften Beifall.

Hohenlohe'sche Hafer-Flocken

geben delikate Suppen
billig und nahrhaft.
Bewährte Kindernahrung

In gelben Packeten mit dem Bilde der Schnitterin.

Rheinisch-Westf.

Bandels- und Schreibsehranstalt.

38 Rheinstraße 38, Ecke Moritzstraße.

Unterrichts-Institut

1. Ranges

für Damen und Herren

Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,
Wechselrechnung, Stenographie, Maschinenschriften
Sonderunterricht in Schönschreiben
nach eigener, jahrelang bewährter Methode.

Tag- und Abendkurse.

1400

Prospekte kostenfrei.

Geradehalter

für Kinder und Erwachsene.
schöne Haltung, breite Brust und kräftige Lungen
verleibend, bei Herren und Knaben die Hosenträger
ersetzend, leicht und angenehm zu tragen, in ver-
schiedenen Größen stets vorrätig.

Fachmännische Anfertigung als **Spezialität.**

P. A. Stoss,

Artikel zur Krankenpflege, 5308

Telephon 227. Taunusstrasse 2.



Gelegenheitskauf!



Die bekannten
Goodyear-Wellniefel

in Vorkast n. Rahmenverstellbar
für Herren, Damen und Kinder, in
versch. Größen und doppel. Sohlen,
Vorkast, Lederzeug und Wich,
ledere Stiefel für Herren Damen u.
Kinder, sowie Hausstühle u. Pan-
toffeln in enormer Auswahl lautz
man am Billigsten

nur Marktstraße 22, 1.

Franken. Telephon 204

In Marchand's Kehraus

42 Langgasse 42,

werden **Donnerstag und Freitag**

**sämtliche seidene Unterröcke, Tuchröcke,
Alpaca-Röcke**

zu jedem annehmbaren Preis abgegeben.



Nr. 14

Donnerstag, den 18. Januar 1906.

21. Jahrgang

Auf falscher Bahn.

Roman von Elisabeth Balden.

Fortsetzung.

Annie bedauerte jetzt, daß sie diese Idee bei Leonie überhaupt angeregt hatte, und sie eilte im geheimen in das Gewächshaus, um beim Gärtner Nelken zu bestellen. Er zeigte ihr sehr schöne Exemplare und versprach, sein Bestes zu tun.

Annie hatte ihre Toilette längst beendet, als Leonie noch immer mit der ihren beschäftigt war. Sie trat nun bei dieser ein, ohne ein „Herein!“ auf ihr Klopfen abzuwarten. Leonie fuhr erschreckt zusammen und schob mit dem Fuß etwas unter die Garnitur des Toiletentisches. Aber Annie hatte schon bemerkt, daß es die von ihr bestellten Nelken waren.

Sie entschuldigte sich, daß sie so plötzlich eingetreten war. „Ich bin ein wenig nervös“, erklärte Leonie, „wahrscheinlich, weil ich nicht gewohnt bin, in Gesellschaft zu gehen. Mir bist du stets willkommen. Eben bin ich fertig! Wie gefalle ich dir?“

„Noch schöner als gestern“, sagte Annie bewundernd, aber sie nahm mit Staunen wahr, daß Leonie statt der Nelken Moosrosen in Haar und Gürtel trug.

„Tausend Dank für deine freundliche Blumenspende“, sagte diese nun.

„Aber diese Rosen sind nicht von mir, ich hatte dem Gärtner Nelken bezeichnet.“

„Dann muß er sich geirrt haben“, behauptete Leonie. „Nun, es schadet nicht, ich bin auch mit diesen zufrieden. Bitte, sage nichts darüber, ich möchte dem Manne keine Vorwürfe ziehen!“

Die Rücksicht auf Untergebene kannte sie sonst nicht. In Annie stieg ein Verdacht auf, der sich ihr bei näherer Ueberlegung zur Gewissheit steigerte. Leonie und Graf Alfred spielten ein abgekartetes Spiel, das auf ihre Täuschung berechnet war. Das Blut erstarrte in ihren Adern, ein Schwindel überfiel sie, sie schloß die Augen und mußte sich gegen die Wand lehnen, um nicht umzufallen.

Leonie wollte ihr Beistand leisten, aber sie wies sie mit einer herrischen Geberde zurück. „Es ist nichts, nur ein vorübergehendes Unwohlsein, ich will mich einige Minuten in meinem Zimmer ausruhen“, sagte sie kalt.

Leonie wagte keinen weiteren Versuch und Annie ließ sich von ihrer Zofe fortführen. Diese war heftig erschrocken und wollte den Kommerzienrat benachrichtigen, aber ihre Herrin verbot es ihr, und erklärte, alles werde von selbst bald besser werden.

Sie erholtte sich auch wirklich, indem sie ihre ganze Willenskraft aufbot, und Emma beruhigte sich, aber sie hatte noch etwas auf dem Herzen. Sie war mit dem Gärtner verlobt, und es bedrückte sie, daß dieser in falschen Verdacht geraten sollte. So begann sie schüchtern: „Etwas möchte ich noch sagen, gnädiges Fräulein. Ich weiß nicht, was Fräulein Ritter damit beabsichtigt, aber sie hat die Blumen vertauscht. Frisch hat genau nach den Befehlen des gnädigen Fräuleins gehandelt, ich habe ihm die Nelken selbst abgenommen und sie zu Fräulein Ritter getragen.“

„Lassen Sie es gut sein, Emma, die Sache ist nicht von Belang“, sagte Annie und schloß einen Moment die Augen, denn

[Nachdruck verboten.]

das Licht tat ihr weh, und sie sehnte sich nach Stille und Dunkelheit. Aber es war Zeit zur Abfahrt, und der Kommerzienrat, der erst gegen Abend nachkommen wollte, trat soeben ein, um seiner Tochter Adieu zu sagen.

„Wie siehst du aus, Kind, so bleich und matt, du bist nicht fähig zu einer Gesellschaft, wir wollen absagen lassen“, rief er erschrocken aus.

Leonie vernahm diesen Vorschlag mit Schrecken, aber Annie weigerte sich energisch. Trotz des Leidens, das sie für sich voraus sah, trieb es sie zu dem Feste, denn sie wollte sich Gewissheit um jeden Preis verschaffen, und so überwand sie alle Bedenken des Vaters, der Leonie die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit für ihre Gefährtin einschärfte.

Sie kamen ziemlich spät, und der Baron und Graf Alfred hatten schon ungeduldig nach ihrer Equipage ausgehauert. Der erstere führte Annie ins Haus, während Leonie am Arme des Grafen folgte und ihm zuflüsterte: „Ich fürchte, Annie ahnt etwas, wir müssen sehr vorsichtig sein.“

Er zuckte ungeduldig die Achseln und erwiderte: „Diese ewige Rücksichtnahme. Bin ich nicht freier Herr meiner Handlungen?“

„Um meinetwillen“, bat Leonie, und damit war das kurze Zwiegespräch beendet.

Die Baronin fühlte eine zornige Regung gegen beide Mädchen, als sie Seite an Seite in die Gesellschaft traten; sie zürnte Annie, weil sie so bleich und hinfällig ausah, und Leonie wegen ihrer Jugendschöne. Sie ließ die letztere ihren Verdruß durch absichtliches Uebersehen empfinden, während sie Annie unter den älteren Damen einen Ehrenplatz anwies und ihren Neffen herbeiwinkte, um ihn in die Unterhaltung zu verflechten.

Der Schlossherr hatte den Auftrag erhalten, Leonie recht viele Herren vorzustellen, und diese umringten eifrig das schöne Mädchen, zu dem Graf Alfreds Blicke fortwährend hinüberflogen, während er mit nachlässiger Blasiertheit das malle Gespräch fortführte und die nächste Pause benutzte, um sich zu entfernen und sich jener Gruppe anzuschließen, in der er sich ziemlich rücksichtslos den ersten Platz neben Leonie sicherte.

Es wurden Gesellschaftsspiele auf dem großen Rasenplatze vorgenommen, und Annie sah ihnen von der Terrasse aus mit schmerzhaftem Kopfe zu. Für sie hatte Graf Alfred keinen Blick, während er nicht von Leonies Seite wich, und als die junge Welt die Spiele überdrüssig wurde und man zu Zweien und Dreien in den schattigen Laubgängen des Parks lustwandelte, erklor er wie selbstverständlich Leonie zu seiner Dame und führte sie in die entlegensten und einsamsten Teile, wo er mit seinen feurigen Liebesbeteuerungen ihre schüchterne Bitte am Rückkehr beantwortete.

Der Baron hatte sich zu Annes Kabakier gemacht; er brachte ihr vom Büfett, an dem man das Abendessen einnahm, die erlesensten Federbissen; doch sie rührte nichts an und leerte nur das Glas Champagner, das er ihr reichte; der feurige Trank belebte sie etwas und verschonte die Erstarrung, gegen die sie mühsam ankämpfte.

Wie Käte Braut wurde.

Humoreske von Fritz Ganser.

(Nachdruck verboten.)

Käte Römer hielt sich für das erbarmungswürdigste und bedauernswerteste Geschöpf auf Gottes Erdboden.

Es war auch furchtbar!

Die ganze Familie, d. h. Papa, Mama, der ruppige Quartaner Fritz und die naseweise vierzehnjährige Ellen, fuhr morgen auf sechs Wochen in das idyllische Thüringen, und die arme Käte wurde einen Tag früher nach Norden abgeschoben, um dieselbe Zeit in dem reizlosen, sandigen Hinterpommern bei einer Tante, die im äußersten Zipfel dieses gottverlassenen Landes ein Gut besaß, zu vertrauern.

Ja, vertrauern!

Denn was sie sonst dort sollte, war Käte ein ungelöstes Rätsel.

Vielleicht die Landwirtschaft lernen und in die Geheimnisse der Milchellerei eindringen? Oder gar Enten hüten und die Schweinemast studieren?

Käte lachte bei diesem letzten Gedanken seit ihrer Abfahrt vom Stettiner Bahnhof zum ersten Male so herzlich, daß ihr ein paar heiße Tropfen über die blühenden Wangen kolkerten, und spottete: „Es wird ein reines Vergnügen werden.“

Nun kam die letzte Strecke per Kleinbahn. Die „stille Pauline“, die Käte von einem Ausflug nach der „Ruppiner Schweiz“ her kannte, dünkte sie gegen diese hinterwäldlerische Kultursegnung ein Nord-Süd-Expreß. . . . Wie das Froch und bei jedem Wegübergang rasend himmelte und ohrenbetäubend pfiff! — Wie konnte man nur solche Bahnen bauen! Na, und erst das Personal! Der Schaffner titulierte sie konsequent „Ramsellen“ und fragte nach dem Woher und Wohin mit einer Gründlichkeit und Virtuosität, daß der gewiegteste Untersuchungsrichter gegen ihn der reine Waisentube war.

Käte amüsierte sich köstlich — beinahe ebenso wie im Zirkus Busch oder im Wintergarten — und fand, daß selbst eine Fahrt nach „dahinten in Pommern“ nicht ohne Reize sei.

Plötzlich, als dann das Lokomotivchen das „Zügle“ glücklich bis zur letzten Station geschleppt hatte und seiner Helbentat durch aufdringliches Prusten und Stöhnen Ausdruck verlieh, kam Kätens Weltkummer wieder zum Durchbruch. Das entsetzlich geschmacklose Stationsgebäude mit dem geteerten Pappdach kam ihr vor wie eine Bude in den Laubentkolonien Berlins, und die krüppeligen, blaugrünen Kiefern der sich gleich an dieses Gebäude schließenden Schonung deutete sie die Ueberschrift zu dem Drama „Verbannung“.

Wieder zuckte es verräterisch um ihre Mundwinkel wie beim Abschiednehmen von Mama auf dem Stettiner Bahnhof, als sie so ganz verlassen da stand. Sie hätte am liebsten weinen mögen, immerzu.

Aber daraus wurde nichts. Denn plötzlich tippte ihr jemand von hinten auf die Schulter, und eine sonore Stimme fragte:

„Na, da wären wir wohl, Käte Römer?“

Käte fuhr mit einem leisen Ausruf des Erschreckens herum und sah in das ein verlegenes, hilfloses Lächeln aufweisende Gesicht eines jungen Mannes, an dem alles zu lang war: — Nase, Ohren, Arme, Hände und Beine, und der, anscheinend der Symmetrie wegen, diese Eigenschaft auch auf seine Kleidung übertragen hatte; denn auch an ihr war alles zu lang.

Und nun lachte Käte! Nein, sah der Mensch aus! Und wer war denn das überhaupt?!

Jetzt stellte sich der verlegene Hüne vor, in etwas weit-schweifiger Weise allerdings, aber um so gründlicher.

„Nicht wahr, Du . . . Sie . . . — Du kennst mich nicht?“

Na ja, das ist auch kein Wunder; denn wir haben uns noch nicht gesehen Aber Mutter meinte, ich sollte Dich . . . Sie . . . Sie . . . — Dich am besten gleich selbst abholen, das wäre ganz gut; denn dann lernten wir uns recht schnell kennen . . . bis Petershagen sind nämlich zwei Stunden Sandweg von hier, — und doller Sandweg . . . — Ich bin nämlich Eduard Kersten.“

„Also Tante Eveline Kerstens Sohn?“ fragte Käte nach glücklich erfolgter Namensnennung ihres ihr bis dato unbekannten Vettters.

Eduard nickte.

„Na, dann schönen guten Tag, Eduard, und dann fahren wir wohl, sonst brate ich noch in diesem Sonnenbrande. Puh, die Hitze!“

„Willst Du erst bei Blesenthins Muttern eine „Kleine Weiße“ trinken?“ fragte Eduard in dem Bedürfnis, auf die Wörter „Sonnenbrand“ und „Hitze“ zu reagieren.

„Dabt Ihr „Kleine Weiße“ auch hier in Pommern?“ lachte Käte belustigt. „Und wer ist denn Blesenthins Mutter?“

„Na, die Frau vom Stationsvorsteher. Und die schenkt sogar „Berliner Weiße“, versicherte Eduard nicht ohne Stolz.

„Ach, wie mich das anheimelt, Eduard, „Berliner Weißbier“! Ordentlich gut könnte ich Blesenthins Muttern sein, daß sie Berlin nach Pommern verpflanzt. Aber komm nur, ich habe keinen Durst. . . . — Nein wahrhaftig, Eduard, ich danke.“ —

Ja, das war wirklich ein „doller Sandweg“. — Die Jungfrau hatte ihr möglichstes getan, um ihn gehörig auszubürren. Die Mäder des Breaks mahlen nur so in den Gleisen. Immer im Schritt ging's Käte stellte Vergleiche an zwischen der Geschwindigkeit des sie befördernden Befehls und derjenigen der „Elektrischen“, die durch Berlins Straßen brauste, und sehnste sich plötzlich mit einer wahren Inbrunst danach, eine „Elektrische“ zu sehen und ihr surrendes Geräusch zu hören. Denn diese Fahrt nach Petershagen war ja entsetzlich öde und langweilig, so öde wie die ganze Gegend ringsum und so langweilig wie Eduard Kersten, der trotz seiner Bemerkung vom „Kennenlernen“ nichts tat, um eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, sondern höchstens ein paar lakonische, in der Landschaft orientierende Bemerkungen machte.

Weshalb hatte er überhaupt das „Kennenlernen“ so betont? Je länger Käte über den Grund grübelte, desto klarer glaubte sie ihn zu erkennen. In Hause hatten sie zwar von einem Eduard Kersten erzählt. Aber das war immer in solcher unbestimmten Weise geschehen, daß man sich unter dem Vetter Eduard ebensogut einen wilden Bengel in den wohnigsten Flegeljahren vorstellen konnte, der anderen Leuten Ketten an die Kleider setzte und dessen Privilegien naseweise Antworten und schnobdrige Bemerkungen waren, — als einen Herrn Vetter in der Mitte der Banziger. . . .

„So gerade das Heiratsalter,“ mußte Käte denken. Und als sie diesen Gedanken weiter ausspann, wußte sie mit einem Male, weshalb man sie nach Petershagen geschickt hatte.

Es war eminent lächerlich: dieser Eduard Kersten und sie! Na, es sollte sich nur niemand etwas einbilden! Aber der Gedanke, daß sie das Versuchskarnickel eines mütterlichen und tantlichen Heiratsprojektes sein sollte, gab der ganzen Geschichte mit einem Male den Reiz eines gewissen Etwas, und voll pridelnden Uebermuts erwartete Käte die Entwicklung der Dinge . . .

Eigentlich gab's da gar keine Entwicklung. — Tante Kersten sagte zwar nicht direkt: „Liebste Käte, Du möchtest doch so gut sein und meinen Eduard ein bißchen lieb haben, damit Ihr Euch heiraten könnt,“ aber sie pries in den ersten acht Tagen Petershagens Reize — das allerdings ein nettes, landschaftlich schön gelegenes Gütchen war, so schön, wie man es eigentlich hinter dem „dollen Sandweg“ gar nicht vermutet hätte — und rüdete in den nächsten acht Tagen die Vorzüge Eduards in das beste Licht. Und wo Eduard war, wurde auch Käte hinbeordert, und wenn Käte ein lausiges Plätzchen im Park aufgesucht hatte, um ein stilles Stündchen lang träumerisch in den blauen Sommerhimmel zu starren, erschien auch Eduard wie hervorgezaubert auf der Wirtsfläche und begann Vorträge über Dreifelderbestellung oder die Vorzüge der neuesten Milchzentrifuge zu halten

Immer Eduard und Käte — Käte und Eduard Drei Wochen lang ertrug Käte diese offenkundigen Bemühungen, ein innigeres Band zwischen ihr und dem Vetter zu knüpfen, als es die Verwandtschaft tat, mit einem heimlichen, inneren Behagen und einem stillen Lächeln.

Aber in der vierten Woche hatte sie's bid bis oben ran. Eduard war ihr direkt unsympathisch geworden, und Tante Kersten fand sie albern. Etwas mußte geschehen, um durch alle Heiratspläne einen biden Strich zu machen.

Aber was?

Das wußte Käte selbst nicht. Am besten wäre es gewesen, wenn man offen eine Erklärung von ihr verlangt hätte, ob sie Eduard Kerstens Frau werden wolle. Aber da das niemand tat, sondern es bei Zweideutigkeiten und heimlichen Anspielungen bewenden ließ, konnte Käte auch unmöglich Tante Kersten sagen: „Dein Eduard ist ein ganz netter, lieber Mensch, der gewiß einmal das Muster eines Ehemannes par excellence abgeben wird — aber, ich muß bedauern; denn ich kann sein Ehegespons nicht werden, weil ich nicht will, ergo: Laßt mich in Frieden ziehen.“ Nicht wahr, das ging doch nicht? Erst mußte man sie doch fragen! — — —

(Schluß folgt.)

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 3.

Donnerstag, den 18. Januar 1906.

21. Jahrgang

In vino veritas.

Aktroftichen in der Sartorius-Weise.

Ist Dir der Weinbau nicht ganz klar,
Nimm, Jüngling, diese Regeln wahr:

Vom Mugbach hol des Wassers Flut,
Ist es auch bredig, schmedt's doch gut!
Nachher mit Hefe wird gegärt,
Ob sich der Dreck nicht dadurch klärt.

Biel-Zucker schütte dann hinein,
Es darf auch Himbeersyrup sein.
Niestoffe gibt der Salbei Blatt,
Johannisbeer gilt für Muskat.

Zu Weinsteinäure sparen nie;
Als Rheinwein schmedt vorzüglich sie.
Signiere noch „S“ das Faß —
Dann reichst! In vino veritas!

(Jugend.)

(Nachdruck verboten.)

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Mittel gegen die Trunksucht.

Der Maurer Friedrich Schmidt hat seine Freunde und Berufsgenossen Knauer, Luge und Müller vor den Richter zitieren müssen, weil er, wie er sagt: „In Viete mit die Brieder nicht ausrichten kann!“ Schmidt verlangt Schadenersatz für ein „Zebett Betten“, die ihm durch die Beklagten ruiniert worden seien.

Richter zum Kläger: Nun erzählen Sie doch mal, wie sich das alles zugegetragen hat.

Kläger: Da muß ich weit von vorne anfang'n. Det is 'ne lange Geschichte.

Richter: Hoffentlich nicht zu lang, erzählen Sie so kurz wie es Ihnen möglich ist.

Kläger: Ich muß nu freilich gleich wat injestehen, wenn doch mit'n Schweret Femierte, aber injestehen muß ich et doch —

Richter: Also gestehn Sie schon!

Kläger: Ich laufe nämlich, womit ich nich etwa behaupten will, det meine Freunde nich ooch saufen, aber die können det ehr vadragen, als wie ide; wenn ich sonst ganz knülle bin un voll wie'n Saibude, dann trudeln die Brieder sich merchtendheels noch 'ne Lage aus. Un nu dun se aber mir jejeniebet immer die Soliden rausbeihen. Wenn ich anjeättert bin, dann machen se mir madig, det id'n Schlumpß wär un det Feld, wat for meine Familie soll, det ich det vasaufe und durch die Jurgel jage, un det se schon lange nich mehr mit mir an een Dische saufen würden, wenn se nich hofften, det se mir nich noch mal bessern könnten; — un bei so 'ne Reden, da fiele ich, det id 'n janzet jemeener Babrecher bin, un dann jebe ich immer det Vaspreden, det ich mir nich mehr besaufen will. Un wenn ich so zahnircht dasige, det mir der Schnabus de Dränen mang de Dogen dreibt, da lachen die Brieder immer, det allens so wackelt. Nu werden det drei Wochen her find, da hatte ich mir wieder beoffen, un die Geschichte fing wieder an, bis dah Knauer meente, id sollte doch wat jejen det Saufen dhun. Er wibte een Mittel. Ohne det ich det Jeringste spüren dhäte, wurde ich mir't Kimmeln abjewöhn', et jinge sofor so weit, det ich schließlich vor jeden

Budiefer 'n Abscheu kriechte. Un da jriif ich mit Freiden zu. Wenn ich det nich merkte, dann sollten se mir man det Pletschen abjewöhn. Un Knauer erzählt die Brieder wat von dem Mittel un die lachen sich wieder de Hude voll. Wie ich nu in die Nacht zu Hause komme, da schimpfte mein braver Weib, aber wie ich se erzähle, det Knauer un Luge un Müller mir det morjen frieh abjewöhn', ohne det ich wat merke von, da brubbelte meine Frau bloß noch wat von „Stiefels“ un so wat un lieh mir pennen. In mein Dusef freite ich mir aber doch, det morjen Sonndach war un ich mir so ganz nichtern schlafen könnte. N andern Morjen jejen halb neine rum, da krieje ich 'n Schreck, da stehn meine Freunde vor mein Bette, jeder hat 'n Topp eiskaltet Wasser mang de Boten un se bejeihen mir von oben bis unten, von vorne und von hinten. Un Knauer meent: „Frieje, halt stille wir jewöhn' dir bloß det Saufen ab, ohne det'st de's merkt!“ Na ich fiele mir zu schwach zu, aber meine Frau fösterte die Brieder raus. Weil se mir nu det Zebett Betten janz durchjeweecht hatten, valangte ich Schadenersatz, aber et is in Viete von die Brieder nicht zu friegen.

Noch ehe ein Urteil verkündet wird, legt jeder der Beklagten 6 Mark auf den Tisch, womit sich der Kläger zufrieden erklärt.

Kläger: Dabei ha'm mir meine Freunde doch bedrogen, ich saufe nämlich noch immer.



Ein Rundiger.

„Ach, Herr Kamerad, ist denn der neue französische Attache ablig?“

„Jewiß, jovie! jehört habe, direkter Nachkomme der Jungfrau von Orleans!“

Schöner Erfolg.

Kriminalkommissar: „Ich habe Ihnen eine angenehme Mitteilung zu machen: der Kerl, der Ihr Reitpferd gestohlen hat, ist gefast worden!“

Herr: „Und das Pferd?“

Kriminalkommissar: „Das ist bei einem Pferdehändler beschlagnahmt worden . . . von dem werden wir auch noch mindestens 50 Pfund zurüdfriegeln!“

Verständnisvoll.

„Sagen Sie, Jean, ist die junge Gans heute wirklich jung und frisch?“

„Um — das ist Ansichtssache, Herr Baron.“

„So! Na, dann bin ich ganz Ihrer Ansicht, Jean! Bestellen Sie uns Rehriden.“

Frisch verheiratet.

„Nun, wie ist Dir?“

„Großartig; weißt Du, wenn ich meine Frau bloß ansehe bin ich schon wie berauscht.“

„Ja ja — Du hast nie viel vertragen können.“

Frisch geabelt.

(Vor der Villa Stud.)

„Du, sieh mal, das Haus steht doch in gar keinem Verhältnis zu seinem Besitzer.“

„Wieso denn?“

„In dem Haus ist alles von Marmor und der Besitzer ist — von Stud.“

Der Graf erschien mit seiner Dame später als alle übrigen, und die Baronin konnte sich nicht enthalten, in zornigem Tone zu Leonie zu sagen: „Ich bedauere, Fräulein, daß es traurig für Sie bestellt sein wird, da Sie kaum ein anderes Motiv als Ihr Appetit zu uns zurückführt; Sie finden besetzte Plätze und geleerte Schüsseln.“

„Wir hatten beim Plaudern gar nicht auf die Zeit geachtet“, stammelte Leonie verlegen.

„Und ich werde es als Ehrensache betrachten, das gnädige Fräulein nichts an der Gastfreundschaft von Schloß Eichwald vermissen zu lassen“, sagte der Graf mit Hohn. „Meine teure Tante gibt sich als Wirtin unnötigen Besorgnissen hin, und wir sind ihr dankbar, daß sie unser gütig gedachte.“

Er winkte einem Diener und ließ von diesem ein Tischchen aufstellen, das er aufs reichste versah; es versöhnte die Baronin ein wenig, daß ihr Nefse dem Doktor Münchow, der erst jetzt erschien, einen Platz bei sich anbot.

Bald darauf ertönten die ersten Tanzweisen, und Graf Alfred schritt auf Annie zu, um mit ihr, wie vorher bestimmt worden war, den Ball zu eröffnen. Sie raffte sich gewaltig zusammen, um sich nicht schwach zu zeigen, aber sie war froh, als die Polonaise beendet war und ihr Partner sie verließ, um gleich darauf mit Leonie den Saal zu durchwirbeln.

Diese war unstreitig die Königin des Abends, so sehr dies auch gegen die Absicht der Festgeber sich fügte. Doktor Münchow lehnte zusehends in einer Tür und beobachtete ihren Triumph mit einem etwas wehmütigen Gefühl: sie erschien ihm wie ein schöner Schmetterling, nur für die Freuden des Lebens gemacht, und es tat ihm fast leid um sie, daß sie durch ihn in eine so enge Sphäre gefesselt werden sollte; aber sein treue Liebe würde auch alles tun, um sie vor Leid zu schützen und sie glücklich zu machen.

Er gönnte ihr das Vergnügen von Herzen, kein Zweifel an ihr stieg in seinem Innern auf, und er war ihr dankbar, daß sie ihm freundlich einige Tänze zugesagt hatte, denn er war sich seiner geringen Befähigung für diese Kunst wohl bewußt. Von Annie hatte er sich eine Francaise erbeten, die jetzt beginnen sollte.

Er trat zu ihr und fragte besorgt, als er ihr bleiches Aussehen und ihr mattes Auge wahrnahm: „Fühlen Sie sich auch wohl genug, um mir Ihr Versprechen zu halten, Fräulein Annie?“

„Gewiß, und ich tue es so gern“, erwiderte sie freundlich. „Ich habe Graf Alfred gebeten, mit Fräulein Ritter unser Vis-à-vis zu sein“, sagte der Doktor ahnungslos.

Annie zuckte zusammen; sie wußte wohl, welcher Marter sie entgegenging, aber es mußte sein. In diesem Moment wurde dem Arzt eine Botschaft überbracht.

„Leider muß ich Sie verlassen“, wandte er sich nun an Annie, „es geht sehr schlecht mit dem Pfrarrer.“

Annie war sehr erschüttert; sie lehnte das Anerbieten des Doktors, ihr einen anderen Tänzer zu besorgen, ab; sie fühlte sich nun gar nicht mehr aufgelegt, und sie bat ihn, sie bei dem Grafen zu entschuldigen, der sich schon vor Tagen den Rotillon von ihr ausbedungen hatte.

Leonie eilte zu ihr, in ziemlicher Anregung. „Wilst du den Ball verlassen?“ fragte sie in atemloser Hast. „Es wäre zu schade, ich amüsiere mich so herrlich.“

„Ich will dein Vergnügen nicht stören“, sagte Annie, „nur habe ich für mich am Zusehen genug.“

„Fräulein Karstau hat heute nicht ihren liebenswürdigen Tag“, sagte der Graf zu Leonie, als er sie fortführte. „Mag sie; für uns ist es um so günstiger, wir sind beide für den Rotillon frei geworden, und ich bin nicht gewohnt, mich durch übertriebene Rücksichten binden zu lassen.“

Er machte Leonie nun in einer Weise den Hof, der die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte; überall wurde gestillt, und man tauschte spöttische Bemerkungen aus. Der Tadel traf das junge Mädchen; sie mußte wissen, daß es sich nur um eine vorübergehende Laune des Grafen handeln konnte; warum sollte er sich das nicht gegen die hübsche Gesellschafterin erlauben!? Nur sie durfte nicht so unklug sein, in solcher Weise darauf einzugehen. Der Baronin gönnte man den Verdruß, sie hatte zu offenkundig nach der reichen Erbin geangelt, aber nun mußte dies zu Ende sein; Annie Karstau hätte ja Fischblut in den Adern haben müssen, wenn sie dies ertragen hätte.

Bei der Heimfahrt lehnte sie sich stumm in ihre Ecke; der Vater, der ganz ahnungslos war, denn er hatte sich meist am Spieltisch aufgehalten und nur ab und zu einen Blick in den Ballsaal gelen, ließ sie gewähren, und unterhielt sich unbesungen mit Leonie.

„Haben Sie einen Bruder, der Ingenieur ist, Fräulein Leonie?“ fragte er nun.

Auf ihre bejahende Antwort fuhr er fort: „Dann habe ich gestern von diesem eine Bewerbung erhalten. Ich suche nämlich nach neuen Beamten für meine Unternehmungen. Da der Name Ritter nicht so ungewöhnlich ist, so wußte ich nicht, ob er ein Verwandter von Ihnen sei.“

„Wir sind einander sehr unähnlich“, sagte Leonie besangen.

„Jedenfalls leistet Ihr Bruder Hervorragendes, seine Zeugnisse sind vorzüglich“, fuhr der Kommerzienrat fort. „Ich denke, ich werde ihn für die neue Maschinenfabrik gewinnen. Jedenfalls wird es auch Ihnen lieb sein, Ihren Bruder in der Nähe zu haben.“

Leonie stimmte zu, aber sie war verdrüsslich. Sie fand Heinrichs Benehmen taktlos, sich selbst dadurch degradiert. Sie wußte wohl, daß in gesellschaftlicher Beziehung eine tiefe Kluft zwischen dem Chef und seinen Beamten bestand; Heinrich würde nicht vermögen, sich emporzuschwingen, aber er würde sie hinabziehen. Und was würde der Graf sagen, wenn er erfuhr, daß der Bruder seiner Braut ein Angestellter der Firma Karstau war?

Annies Versuch, sich nach einer schlaflosen Nacht zum Frühstück anzukleiden, scheiterte; sie mußte sich sofort wieder niederlegen, und der besorgte Vater schickte zum Arzte. Der Vole brachte die Nachricht vom Ableben des Pfarrers zurück.

Dr. Münchow verordnete Ruhe und Schonung für die äußerst angegriffenen Nerven und für später einen Aufenthalt an der See, aber nicht in einem eleganten Bade, sondern an einem stillen, abgelegenen Orte, an dem doch nicht der nötige Komfort fehlte. Er schlug Bensdorf als geeignet vor, es sei noch wenig besucht, der Strand sehr schön, ausgedehnte Waldungen ganz in der Nähe. Man könnte dort sehr hübsche, kleine Villen mieten, in denen man sich häuslich einrichtete.

Der Kommerzienrat war mit allem einverstanden, und als dies erledigt war, erkundigte er sich voll Teilnahme nach den letzten Stunden des Pfarrers, dem Doktor Münchow selbst die Augen zugeedrückt hatte.

„Und die Kleine?“ fragte Herr Karstau.

„Es war herzerreißend“, berichtete der Doktor. „Sie ahnte wohl, wie schlecht es stand, denn sie flehte mich an, ich möchte sie nicht fortschicken, und sie hielt ihr Versprechen, ruhig und gefaßt zu sein; so saß sie mit mir am Bett des Vaters und verwandte keinen Blick von dem Sterbenden. Einmal schlug die-ler die Augen auf, erkannte sie und lächelte sie an; dann sah er mich bedenklich an, und ich reichte ihm die Hand als Bestätigung meines Versprechens, Ersta ein schützender Freund zu bleiben. Darnach entschlief er sanft.“

„Arme Kleine!“ seufzte der Kommerzienrat.

„Ich ließ sie sich ausweinen, dann nahm ich sie mit in mein Haus, wo meine alte Haushälterin mütterlich für sie sorgt“, fuhr der Arzt fort. „Sie schlummerte bald ein, erschöpft von so vielem Leid, und als ich wegging, schlief sie noch.“

„Was wird aus ihr werden?“ fragte der Kommerzienrat.

„Die Entscheidung des Vormundes muß abgewartet werden. Ich sehe seinem Eintreffen entgegen. Die Baronin wollte sie zu sich holen lassen, ich möchte sie aber nicht im Schlummer stören.“

„Denken Sie daran, lieber Doktor, daß auch wir gern zur Aufnahme der Kleinen bereit sind“, sagte der Kommerzienrat.

„Das möchte ich Fräulein Annes wegen nicht, sie würde sich zu sehr dabei aufregen“, sagte der Arzt und verabschiedete sich, ohne daß es ihm gelungen war, Leonies ansichtig zu werden. — — —

Der Tod des allgemein beliebten und hochgeachteten Pfarrers bildete das Hauptereignis für die ganze Umgegend und besonders für seine Gemeinde; auch auf dem Schlosse nahm man großen Anteil. Die Baronin hatte fast die ganze Nacht schlaflos verbracht. Noch nie war ihr ein Plan so vollständig gescheitert, wie dieser jetzt durch den Wankelmuth ihres Neffen. Aber eins stand fest bei ihr: sie wollte nicht untätig zusehen, wollte ihr Haus nicht zum Schauplatz einer solchen Intrigue machen; Alfred sollte fort.

Dieser ahnte wohl den Sturm, den er heraufbeschworen, und da er alle Szenen verabschiedete, so zog er es vor, sich rechtzeitig aus dem Staube zu machen. Die Baronin fand daher im Frühstückszimmer nur einen Brief ihres Neffen, worin er ihr mitteilte, daß er sich ganz plötzlich zu einer mehrtägigen Tour auf dem Fahrrad entschlossen habe; Ziel und Dauer seien noch unbestimmt, und daher vermöge er keine Adresse anzugeben.

„Welch eine Tollheit! Alfred wird immer exzentrischer“, rief Frau von Senten aus.

(Fortsetzung folgt)